



Klaus Wolf
(Hrsg.)

Sozialpädagogische Pflegekinderforschung II

Forschung und Praxisentwicklung

Wolf
Sozialpädagogische
Pflegekinderforschung II

Bereits erschienen

Wolf, K.(Hrsg.): Sozialpädagogische Pflegekinderforschung, Bad Heilbrunn 2015.

Klaus Wolf
(Hrsg.)

Sozialpädagogische Pflegekinderforschung II

Forschung und Praxisentwicklung

Verlag Julius Klinkhardt
Bad Heilbrunn • 2023

k

*In dankbarer Erinnerung an Henning Trabant,
meinen wichtigsten akademischen Lehrer.*

Dieser Titel wurde in das Programm des Verlages mittels eines Peer-Review-Verfahrens aufgenommen. Für weitere Informationen siehe www.klinkhardt.de.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet abrufbar über <http://dnb.d-nb.de>.

2023.k. © by Julius Klinkhardt.

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlagfoto: © syntika / istockphoto.

Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik, Kempten.

Printed in Germany 2023.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem alterungsbeständigem Papier.

ISBN 978-3-7815-5985-1 digital

ISBN 978-3-7815-2545-0 print

Inhaltsverzeichnis

<i>Klaus Wolf</i> Einleitung: Warum Sozialpädagogische Pflegekinderforschung?	7
<i>Daniela Reimer</i> Ambivalenzsensibilität als Voraussetzung für eine gute Begleitung von Pflegeverhältnissen	18
<i>Yvonne Gassmann und Gabriele Buss</i> Entwicklungsräume im Kontext erworbener Elternschaft und Kindheit. Wechselseitige Balanceleistungen und Entwicklungsperspektiven	37
<i>Klaus Wolf</i> Interdependenzmodell für die Erklärung von Stabilität/Instabilität in Pflegeverhältnissen	68
<i>Karin Werner</i> Zentrale pflegekindspezifische Anforderungen – Die Perspektive von Jugendlichen in Pflegefamilien	94
<i>Ingrid Klein</i> Das Bedrohungs-Bewältigungs-Modell infrage gestellter Elternschaft. Eine qualitative Studie	119
<i>Michaela Berghaus</i> Wie erleben Eltern das Verfahren zur Abwendung einer Kindeswohlgefährdung? Erleben und Bewältigen der wahrgenommenen Belastungen	137
<i>Ina Ruchholz und Jenna Vietig</i> Verwandtenpflege – Potenziale (an)erkennen und stärken	149
<i>Corinna Petri und Judith Pierlings</i> Perspektivklärung am Beispiel der Bereitschaftspflege. Chancen schaffen durch fachliches Zusammenwirken	164
<i>Andrea Dittmann und Dirk Schäfer</i> Zusammenarbeit zwischen Eltern und Fachkräften in der Pflegekinderhilfe – eine kritische Zwischenbilanz	189

6 | Inhaltsverzeichnis

Dirk Schäfer und Kathrin Weygandt

Auf Umwegen zu einer inklusiven Pflegekinderhilfe –
eine sozialpädagogische Bestandsaufnahme213

Andrea Dittmann

Geplante Rückführungen von Pflegekindern in ihre Herkunftsfamilie –
ein Zwischenresümee231

Autorinnen und Autoren267

Klaus Wolf

Einleitung: Warum sozialpädagogische Pflegekinderforschung?

Dieses Buch vereint Beiträge, die sich mit unterschiedlichen Themen des Lebens in Pflegefamilien, der Entwicklung von Pflegekindern und den Sichtweisen von Pflegekindern, ihrer Eltern und Pflegeeltern befassen. In einigen Texten werden auch die Aufgaben, Erfahrungen und professionellen Orientierungen der Fachkräfte diskutiert. Gemeinsam ist ihnen, dass sie sich alle einer sozialpädagogischen Pflegekinderforschung zurechnen.

1 Was meint sozialpädagogische Pflegekinderforschung?

Einige zentrale Merkmale, die das Profil einer spezifisch sozialpädagogischen Forschung – hier bezogen auf das Lebensfeld von Pflegekindern – bilden, sollen kurz skizziert werden.

In der sozialpädagogischen Forschung werden Menschen als Subjekte und Akteure betrachtet. Die Menschen entwickeln sich selbst. Das ist ihr Leben, ihre Lebensaufgabe und ihre Leistung. Sie machen ihre eigenen Suchbewegungen – auch die Kinder, auch in schwierigen Verhältnissen. Sie versuchen in den merkwürdigen Verhältnissen zurecht zu kommen, handlungsfähig zu bleiben und oft ihr Selbstwertgefühl zu stabilisieren. Sie erklären sich ihre Welt und ihre Position darin – aus ihrer Sicht, vor dem Hintergrund ihrer individuellen Lebenserfahrungen. Deswegen ist das subjektive Erleben der Menschen ein zentraler Forschungsgegenstand.

Die neuen Erfahrungen bauen auf den bisherigen auf. Die aktuellen Strategien der Bewältigung von Problemen sind immer auch durch die bisherigen Erfahrungen beeinflusst. Ohne diesen Hintergrund der bisherigen Erfahrungen und ihrer Deutungen, dessen, was hilfreich war und Schutz geboten oder was Ängste ausgelöst hat, ist das aktuelle Verhalten kaum verständlich. Aber wenn dieser Entstehungszusammenhang berücksichtigt wird, dann wird auch merkwürdiges Verhalten in seinem Sinn zugänglich. Diese Kontexte oder Einbettungen eröffnen den Zugang zu den Sinnkonstruktionen und Deutungsmustern der Menschen. Diese Deutungen können hermeneutisch rekonstruiert und somit in ihrer spezifischen Logik und Dramaturgie verstanden werden.

Die Lern- und Entwicklungsprozesse dauern das ganze Leben lang. Nicht nur die Kinder entwickeln sich, auch ihre Eltern und Pflegeeltern. Diese langen Linien der Entwicklung müssen in ihrem Zusammenspiel verstanden werden. Deswegen spielt eine biografische Dimension in der sozialpädagogischen Forschung eine wichtige Rolle. Sie nimmt nicht nur einzelne Entwicklungsaufgaben in den Blick, sondern lange, komplexe Entwicklungsprozesse, die einer eigenen Logik folgen. Diese soll rekonstruiert werden.

Die Lern- und Entwicklungsprozesse sind Eigenleistungen der Menschen, sie finden aber immer zugleich in Verhältnissen statt: in sozial, kulturell, materiell, gesellschaftlich geprägten Räumen. Diese enthalten Anregungen und Ressourcen, aber auch Hindernisse und Blockaden für die Entwicklung. Das ist der entwicklungsrelevante Kontext, in dem die Entwicklungsprozesse der Subjekte stattfinden. Zu diesen Kontexten gehören zunächst die unmittelbaren Beziehungen und Bindungen zu anderen bedeutsamen Menschen. Diese Beziehungen sind wichtig, aber sie sind nicht alles. Viele Pflegekinder haben z. B. nicht nur ungünstige Bindungserfahrungen gemacht, sondern auch in Armut gelebt, kommen aus Familien, die verachtet werden. Die psychische Seite und die materiellen, sozialen, durch Benachteiligung gekennzeichneten Lebensverhältnisse sind daher zusammen in den Blick zu nehmen. Norbert Elias (z. B. 1977; 1986) hat das als den Zusammenhang von Soziogenese und Psychogenese untersucht. Deswegen sind Modelle wichtig, die Interdependenzen – komplexe Wechselwirkungen – untersuchen und theoretisch erfassen.

Auch das Leben in Pflegefamilien und das in den größeren Figurationen, die von Pflegefamilie, Herkunftsfamilie (vgl. Wolf 2015a) und weiteren wichtigen Menschen gebildet werden, stellen ein sozialisatorisches Geflecht dar. Die Menschen sind auf verschiedene Weise abhängig voneinander und beeinflussen sich gegenseitig. Was sie tun, wie sie denken und fühlen, wird erst in dieser Struktur wechselseitiger Beziehungen verständlich. Dabei erscheinen die Prozesse je nach Position im Beziehungsgeflecht unterschiedlich. Jede und jeder hat ihren/seinen eigenen Point of view. Deswegen sollten diese Prozesse möglichst multiperspektivisch erforscht werden, also aus der Perspektive der unterschiedlichen Akteur*innen. Zumindest muss die Forschung davon ausgehen, dass die Welt aus der Perspektive der einen Akteur*innen anders erscheint als aus der der anderen – und auch wiederum anders aus der eigenen der Forscher*innen.

Die Forschung zum Aufwachsen und zum Leben unter ungünstigen Bedingungen hat es auch mit den Hindernissen, Belastungen und manchmal menschenfeindlichen Strukturen für Entwicklung zu tun. Nicht im Labor, sondern in der freien Wildbahn unserer Gesellschaft sehen wir Kinder – und in anderer Perspektive auch Erwachsene – die mit extrem ungünstigen Entwicklungsbedingungen konfrontiert sind, darunter leiden und deren Zukunftschancen dadurch bedroht sind. Deswegen interessiert sich eine sozialpädagogische Forschung auch für die politi-

schen und gesellschaftlichen Fragen, die das Leben und die Entwicklungschancen der Menschen beeinflussen. Ob daraus ein politisches Mandat der Profession Soziale Arbeit – z. B. als Menschenrechtsprofession (Staub-Bernasconi 2019) – abzuleiten ist, wird kontrovers diskutiert und ich bin hinsichtlich eines allgemeinen politischen Mandats eher skeptisch. Aber dass die sozialpädagogische Forschung auch Veränderungen in Sozialen Diensten, manchmal auch in der Gesetzgebung anregen sollte, so dass einige der Leidensursachen abgemildert oder vielleicht sogar beseitigt werden, erscheint wünschenswert und ist manchmal möglich. Da berühren sich dann Grundlagenforschung und Praxisentwicklung und können füreinander fruchtbar werden. Die Inhalte in der Politikberatung, den Professionalisierungsdebatten und der Praxisentwicklung müssten aber forschungsbasiert sein und diese Verankerung und Verortung jeweils zeigen. Dann sind eine systematische Weiterbildung und Organisationsentwicklung ebenfalls ein Teil und Merkmal sozialpädagogischer Forschung und ihrer Verwertung. Die Zusammenhänge von Grundlagenforschung, Praxisentwicklung und Politikberatung können wie in der Abbildung 1 dargestellt verstanden werden.

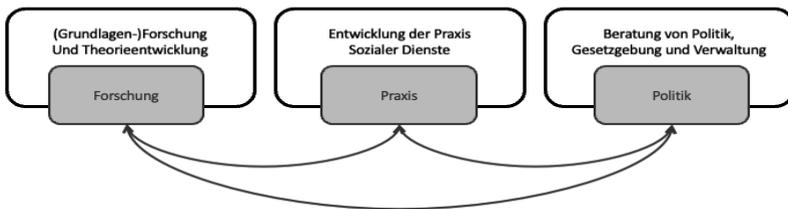


Abb. 1: Forschung und ihre Anwendungen

Da gibt es die Forschung, insbesondere als Grundlagenforschung und Beitrag zur Theorieentwicklung. Das Referenzsystem ist die Wissenschaft. Man könnte auch sagen, dass die Referenzsysteme eine von mehreren wissenschaftlichen Disziplinen sind.

Dann findet man die Praxis mit ihrer eigenen Logik und ihren Handlungsinteressen und -zwängen. Hier in der Mitte abgebildet. Das dritte Feld ist das der Politik, Verwaltung und Gesetzgebung. Die Politik folgt wiederum einer eigenen Logik. Diese drei Bereiche können sich gegenseitig beeinflussen. Die Forschung kann und soll ihr Wissen so aufbereiten, dass es für die professionelle Praxis fruchtbar werden kann. Die Praxis kann die Forschung auffordern, wichtige oder strittige Fragen der Praxis zu untersuchen oder eine unabhängige Evaluation durchzuführen.

Schließlich kann die Politik Wissenschaftler*innen als Expert*innen befragen oder mit Expertisen beauftragen. Wissenschaftler*innen können auch ungefragt politische Entscheidungen kommentieren. Die Politik kann versuchen, durch die

Finanzierung der Forschung Themen in der öffentlichen Debatte zu platzieren. Viele weitere Wechselwirkungen zwischen diesen drei Systemen Forschung – Praxis – Politik sind möglich.

Mir erscheint es wünschenswert, bei der Darstellung der Ergebnisse wissenschaftlicher Projekte auch das zentrale Referenzsystem zu nennen: Ist die Forschung primär auf die Vorbereitung oder Bewertung politischer Entscheidungen ausgerichtet oder auf die Entwicklung der Praxis z. B. von Sozialen Diensten oder ist sie als Grundlagenforschung primär auf Theorieentwicklung ausgerichtet? Zurecht wird beklagt, dass Foster Care Research international empirisch zwar breit angelegt sei, aber einen Mangel an Theorie habe (C. Cameron, D. Reimer, M. Smith 2015). Ich teile diese Analyse. Ohne ein Minimum an theoretischer Fundierung – etwa einer sorgfältigen, in der Fachliteratur verankerten Begriffsbildung – kann auch eine auf Praxisphänomene ausgerichtete Forschung kaum Legitimation beanspruchen, die über die Vertretung einer – vielleicht interessanten, abwegigen oder wie auch immer gearteten – Meinung hinausgeht.

Innerhalb der Forschung zur Pflegekinderhilfe als Funktionssystem, der Entwicklung von Pflegekindern und des Lebens in Pflegefamilien – der in internationalen Publikationen verwendete Begriff der (family)foster-care-research erfasst das Feld begrifflich vielleicht am besten – stellt die sozialpädagogische Pflegekinderforschung kein geschlossenes System mit klaren Außengrenzen dar, in dem eindeutig ist, wer dazugehört oder das gar von Gatekeepern bewacht wird. Aber die sozialpädagogische Forschung hat einige Gemeinsamkeiten, die ich oben (weiterhin: vorläufig) skizziert habe, und die ein Forschungsparadigma bildet, das sich von anderen unterscheidet. Für die internationale Fachdiskussion habe ich das so dargestellt (Wolf 2018: 98).

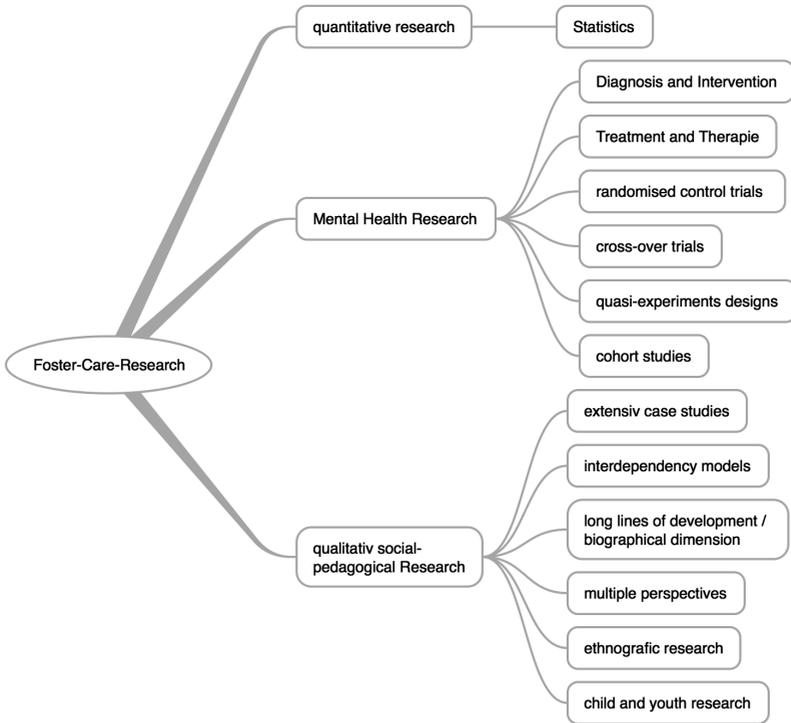


Abb. 2: Paradigmen im Foster-Care-Research (Wolf 2018: 98)

Die Grafik zeigt eine kleine Landkarte der Themen, Zugänge und Forschungsmethoden.

Da haben wir die quantitative Forschung, die unterschiedliche Foster Care Systeme quantitativ erfasst, in Statistiken darstellt und manchmal mit anderen Ländern vergleicht. Zum Beispiel von June Thoburn (2007) haben wir viele interessante Vergleiche kennengelernt. Zu wissen, wie die Strukturen im eigenen Land sind, kann schon eine Herausforderung sein. Kolleg*innen aus vielen Ländern beklagen das Fehlen solcher Basis-Informationen über ihr eigenes Land. Für die Gesamtrationalität von politischen Entscheidungen oder die Organisation Sozialer Dienste können solche Informationen wichtig sein. Auch in einem Vergleich mit anderen Ländern wird das Profil im eigenen Land deutlicher und damit der Reflektion zugänglich.

Dann haben wir ein breites Feld an Forschungsprojekten, das ich vorläufig "Mental Health Research" nenne. Gemeint sind Programme, die einem naturwissenschaftlichen Modell klinischer Forschung folgen. Klinische Diagnosen und darauf

aufbauende Treatment- und Therapie-Programme stehen im Mittelpunkt. Sie haben manchmal eine große Nähe zu kinder- und jugendpsychiatrischen, orthopädischen und therapeutischen Interventionsprogrammen. Diese Forschung orientiert sich in ihren Methoden z. B. an randomisiert-kontrollierten Studien (RCT), Cross-over-Studien, Studien mit quasi-experimentellen Designs und Kohortenstudien. Die Liste ist natürlich nicht vollständig. Sie ist gut etabliert, es gibt weltweit anerkannte Publikationen, in denen die Ergebnisse verbreitet werden.

Als Daniela Reimer und ich 2007 begonnen haben, die internationale Forschung zu Pflegekindern zu recherchieren, hatten wir zunächst den Eindruck: Das ist es, etwas anderes gibt es nicht. Foster care research ist international gesehen mental health research. Aber der erste Eindruck stimmte schon damals nicht ganz. Wir fanden dann auch Kolleginnen und Kollegen, die qualitative Forschung machten und hermeneutische Zugänge entwickelt hatten. Wir nennen diese Richtung der Forschung sozialpädagogische Forschung (Wolf 2015) und haben dafür einige Aufmerksamkeit gefunden.

Ausführliche Fallstudien sind ein produktiver, explorativer methodischer Zugang. Es geht weniger um Korrelationen von einzelnen Faktoren, sondern um die Entwicklung von komplexen Interdependenzmodellen. Viele Phänomene werden aus der Perspektive unterschiedlicher Akteur*innen untersucht. Lange Linien in der Entwicklung von Menschen und ihren Biografien finden Interesse. In der sozialpädagogischen Forschung sind eher Anschlüsse an ethnografische Forschungen oder die Kindheits- und Jugendforschung möglich. Auch das Zusammenspiel der gesellschaftlichen Merkmale der Makro- und Meso-Ebenen mit der Entwicklung von Subjekten und dem Verlauf von Interaktionen wird fokussiert.

Die unterschiedlichen Zugänge haben auch jeweils eigene Gütekriterien. Diese erscheinen den Insidern manchmal für alle Zugänge gültig. Das sind sie aber nicht. Eine mental health orientierte klinische Forschung hat andere Gütekriterien als die qualitativ-hermeneutische. Wenn man sie von einem Forschungszugang auf einen anderen einfach übertragen würde, käme man zu Fehleinschätzungen. Solche Landkarten der Forschungszugänge können nützlich sein, weil sie es erleichtern, die Gebiete zu finden, die uns jeweils vertraut und naheliegend erscheinen, sowie die für uns jeweils fremderen Regionen. Das ist eine Möglichkeit der Verortung des eigenen Forschungsparadigmas und der Theorieentwicklung in einem umfangreicheren Forschungsfeld.

2 Zusammenfassung: Warum sozialpädagogische Pflegekinderforschung?

Die Antwort auf diese Frage hat zwei Teile. Zum einen ist Forschung unverzichtbar, um in einem wichtigen Feld der Kinder- und Jugendhilfe seriöse und mit anerkannten Methoden gewonnene Antworten auf wichtige Fragen, die die gesellschaftliche Ressource Pflegefamilie (vgl. Wolf 2022: 16 ff.) betreffen, geben zu können. Das Leben in Pflegefamilien ist für die Kinder und die Pflegeeltern, aber sehr oft auch für die Eltern und andere Mitglieder des Herkunftssystems hochrelevant, manchmal existenziell. Professionelle Dienste spielen eine wichtige Rolle bei der Herstellung und Begleitung von Pflegeverhältnissen. Ihre Professionalität drückt sich nicht nur dadurch aus, dass die Akteur*innen dies als Berufsarbeit durchführen, sondern auch darin, dass hierfür spezifische Wissensbestände und methodische Fähigkeiten als eine Voraussetzung angesehen werden. Gerade Interventionen der Sozialen Arbeit, die tief in Biografien von Menschen eingreifen, bedürfen einer solchen Fundierung und Verortung in Forschungsergebnissen. Ohne sie würde ihre Legitimation in einer Wissensgesellschaft fehlen, die die Rationalität systematisch gewonnener, revidierbarer und damit auch offener innovativer Wissensbestände hoch bewertet. In der Hochschul- und Universitätsausbildung sollen diese Wissensbestände und die für eine solche Praxis wichtigen Fähigkeiten vermittelt werden. Dafür ist eine Forschungsbasierung unverzichtbar.

Auch für politische Entscheidungen, die Steuerungen finanzieller Ressourcen und die Schaffung und Veränderung von rechtlichen Strukturen können in unserer Gesellschaft Begründungen, die sich auf wissenschaftliche Ergebnisse stützen, als besonders legitimiert gelten. Die Politik kann sich dabei offen für wissenschaftlich gewonnene Wissensbestände interessieren und diese berücksichtigen oder sie nur zur (scheinbaren) Legitimation ihrer Entscheidungen benutzen.

Über die Notwendigkeit der Forschung zu wichtigen gesellschaftlichen Themen besteht wohl Konsens. Weniger eindeutig sind die Antworten auf die Frage, welche Art von Forschung hierfür geeignet ist. Für die Soziale Arbeit ist die Sozialpädagogik – jedenfalls in Deutschland und an den Universitäten – eine Schlüsseldisziplin. Andere disziplinäre Verortungen (Psychologie, Soziologie, Jura u. a.) spielen auch eine wichtige Rolle. Aber die Darstellung zu den Merkmalen einer spezifisch sozialpädagogischen Pflegekinderforschung hat bereits illustriert, warum sie für das Aufwachsen unter (extrem) ungünstigen Bedingungen und das Leben in einer Herkunftsfamilien-Pflegefamilien-Figuration besonders relevante Ergebnisse hervorbringen kann. Dabei sind die Forschungsmethoden zunächst nicht spezifisch, sondern auch in anderen Feldern sozial- und erziehungswissenschaftlicher Forschung entwickelt worden. Sie werden in der sozialpädagogischen Pflegekinderforschung – ggf. modifiziert – importiert, angewendet und mitunter weiterentwickelt. Das Spezifische besteht also nicht in den Forschungsmethoden,

sondern im Erkenntnisinteresse – eben bezogen auf die Entwicklung von Subjekten in schwierigen Verhältnissen und den Interdependenzen, die dabei relevant sind.

3 Dieses Buch

Im Jahre 2015 erschien unter dem Titel „Sozialpädagogische Pflegekinderforschung“ ein erster Band. Dieser – sowohl in gedruckter als auch digitaler Fassung weiterhin zugänglich – enthielt Beiträge von Forscher*innen, die in der Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen arbeiteten. Diese Forschungsgruppe besteht weiterhin, hat sich aber dezentralisiert und ausdifferenziert (<https://forschung-pflegekinder.de>). Sie besteht aus Forscher*innen, die an der Universität Siegen oder an anderen Hochschulen im deutschsprachigen Raum tätig sind, ein Institut für sozialpädagogische Praxisforschung und -entwicklung (Perspektive gGmbH Bonn) gegründet haben oder in anderen Organisationen der Sozialen Arbeit tätig sind. Auch in dieser dezentralisierten Struktur stehen sie weiterhin im Austausch und kooperieren.

In diesem Band werden einige Forschungsprojekte vorgestellt, die seit Erscheinen des ersten Bandes abgeschlossen wurden. Hinzugewonnen haben wir Autor*innen, die entweder Ergebnisse ihrer Forschung im Kontext ausgezeichneter Promotionsarbeiten an der Universität Siegen vorstellen (Ingrid Klein, Michaela Berghaus) oder in ihrer Habilitation an der Universität Siegen (Yvonne Gassmann – inzwischen ebenfalls Mitglied der Forschungsgruppe – zusammen mit Gabriele Buss als Koautorin) oder die an der Universität Zürich zu einem hochrelevanten Thema der sozialpädagogischen Pflegekinderforschung promoviert haben (Karin Werner). Die Beiträge von Daniela Reimer, Yvonne Gassmann und Gabriele Buss, Klaus Wolf, Karin Werner, Ingrid Klein und Michaela Berghaus stellen wichtige Beiträge zu einer in empirischen Untersuchungen geerdeten Theorieentwicklung dar – oft verbunden mit Vorschlägen zur Praxisentwicklung. Die Beiträge von Ina Ruchholz und Jenna Vietig, Corinna Petri und Judith Pierlings, Andrea Dittmann und Dirk Schäfer, von Dirk Schäfer und Kathrin Weygandt und der von Andrea Dittmann geben durch die dargestellten empirischen Untersuchungen Impulse für die Weiterentwicklung der Praxis professioneller Sozialer Dienste und haben die Praxisentwicklung als primäres Referenzsystem. Darüber hinaus enthalten viele Beiträge empirisch gestützte Empfehlungen für Veränderungen durch Politik und Verwaltung.

Daniela Reimer denkt in ihrem Beitrag über Spannungsfelder und strukturelle Widersprüche in Pflegeverhältnissen nach. Mit Bezug zu ihrer Untersuchung über die Erfahrungen von Pflegefamilien in der Schweiz plädiert sie dafür, Span-

nungsfelder in einer Ambivalenzperspektive auch hinsichtlich ihrer Bedeutung als Kreativräume für neue Entwicklungen zu betrachten. Ambivalenzsensibilität wird dann als eine zentrale Kompetenz der die Pflegeverhältnisse begleitenden Fachkräfte erkannt.

Yvonne Gassmann und Gabriele Buss behandeln in ihrem Beitrag Balanceleistungen von Pflege- und Adoptiveltern und der Pflege- und Adoptivkinder in ihrer Verwobenheit. Ausgehend von der Untersuchung zur Verletzbarkeit durch erworbene Elternschaft werden sieben Entwicklungsräume konzipiert und gegenübergestellt. Diese werden – auch in ihrem Zusammenspiel – mit interessanten Beispielen aus dem dynamischen Alltag in Pflegefamilien illustriert. Dadurch wird die Bedeutung dieses Blicks einer sozialpädagogischen Familienforschung auf hochkomplexe Entwicklungsprozesse in Familien deutlich.

Klaus Wolf befasst sich mit der Stabilität in Pflegeverhältnissen. Er entwickelt – vor dem Hintergrund einer Untersuchung zu Abbruchprozessen – ein Modell flexibler Stabilität und plädiert für die Anwendung von Interdependenzmodellen zur Erklärung von komplexen Prozessen in Beziehungsgeflechten. Einige Konsequenzen für die Praxis der Beratung und Begleitung von Pflegeverhältnissen werden daraus abgeleitet.

Karin Werner zeigt zentrale pflegekindspezifische Anforderungen. Aus ihrer Untersuchung zum Erleben jugendlicher Pflegekinder wird der Zusammenhang von Entwicklungsaufgaben und der spezifischen Situation von Pflegekindern theoretisch und empirisch untersucht. Dies ermöglicht einen neuen Blick auf veränderte Anforderungen an Pflegekinder im Leaving Care Prozess – einschließlich der Konsequenzen für die Praxis.

Ingrid Klein hat Interviews mit Müttern geführt, die selbst als Kind zeitweise in einer Pflegefamilie gelebt und sich jetzt als Mütter von der Fremdunterbringung ihres Kindes bedroht gefühlt haben. Sie stellt ihr Bedrohungs-Bewältigungs-Modell infrage gestellter Elternschaft vor. Im Prozess der Bewältigung lassen sich mehrere Phasen unterscheiden und Eskalatoren und Deeskalatoren bestimmen. Die Autorin zeigt die Relevanz sowohl für die familienrechtspsychologische Begutachtung als auch für die Soziale Arbeit.

Michaela Berghaus untersucht eine andere wichtige Dimension dieses Themenkomplexes. Sie gibt Antworten auf die Frage, wie Väter und Mütter die Verfahren zur Abwendung einer Kindeswohlgefährdung erleben, die in familiengerichtlichen Entscheidungen einmünden. Diese Verfahren werden als kritische Lebens-

phase theoretisch konzipiert und die Bewältigungsstrategien analysiert. Zentrale Konsequenzen für die Soziale Arbeit werden begründet.

Während diese Untersuchungen als Grundlagenforschung mit Konsequenzen für die Profession verstanden werden können, sind die folgenden Beiträge unmittelbar auf Praxisentwicklung ausgerichtet. Dies wird bei einigen auch durch die programmatischen Titel signalisiert.

Ina Ruchholz und Jenna Vietig zeigen vor dem Hintergrund eines Praxisforschungsprojektes insbesondere die Chancen und Potenziale von Verwandtenpflege. Dabei wird auch die große Bedeutung einer guten fachlichen Beratung, Begleitung und Unterstützung deutlich.

Corinna Petri und Judith Pierlings diskutieren vor dem Hintergrund ihrer Untersuchung zur Bereitschaftspflege die besonderen Anforderungen und Potenziale einer guten Perspektivklärung, wie sie auch in der aktuellen Gesetzgebung gefordert wird. Sie zeigen, wie in diesem Handlungsfeld Weichen für die Problem- und Hilfeakzeptanz der Eltern gestellt werden können.

Andrea Dittmann und Dirk Schäfer konstatieren einen Widerspruch zwischen der zunehmend anerkannten Bedeutung der Zusammenarbeit mit den Eltern in der Pflegekinderhilfe und der oft unzureichenden Umsetzung dieses Anspruchs. Vor dem Hintergrund von zwei Praxisforschungsprojekten zeigen sie neue Konzepte und Ansätze zur Zusammenarbeit mit Eltern, die geeignet sind, diesen Widerspruch zu verringern.

Dirk Schäfer und Kathrin Weygandt entwickeln eine Bestandsaufnahme über sozialpädagogische Wissensbestände zur Betreuung von Kindern mit Behinderungen in Pflegefamilien. Auch hier bildet eine wichtige Untersuchung den kenntnisreichen Hintergrund für die konzeptionelle Entwicklung und Programmatik zu einer inklusiven Pflegekinderhilfe, die für Exklusionsprozesse sensibilisiert ist und neue Wege sucht.

Andrea Dittmann hat ein ausführliches Zwischenresümee zum Thema Rückführung von Pflegekindern in ihre Herkunftsfamilien erstellt. Der Text integriert Ergebnisse aus mehreren ihrer Forschungs- und Praxisentwicklungsprojekte und Fortbildungsveranstaltungen. Er kann den Anspruch einlösen, den State of the Art des Wissens zu Rückführungsprozessen im deutschsprachigen Raum abzubilden. Die Bezeichnung „Zwischenresümee“ zeigt, dass dieser Praxisentwicklungsprozess nicht als abgeschlossen betrachtet wird.

In der Zusammenschau dieser vielfältigen Themen und Zugänge wird (hoffentlich) deutlich, welchen wichtigen Beitrag eine sozialpädagogische Forschung zum Themenfeld Pflegefamilien, Pflegekinder und Eltern leisten kann. Allen Leserinnen und Lesern aus Wissenschaft und Praxis, Studierenden und weiteren Menschen, die sich für das Leben in und um Pflegefamilien und für die Entwicklung von Pflegekindern interessieren, sei eine anregende Lektüre gewünscht.

Literaturverzeichnis

- Cameron, Claire; Reimer, Daniela; Smith, Mark (2015): Towards a theory of upbringing in foster care in Europe. In: *The European Journal of Social Work*.
- Elias, Norbert (1977): Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse. In: *Zeitschrift für Soziologie* 6 (2), S. 127–149.
- Elias, Norbert (1986): *Was ist Soziologie?* München: Juventa.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2019): *Menschenwürde – Menschenrechte – Soziale Arbeit. Die Menschenrechte vom Kopf auf die Füße stellen.* Leverkusen-Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Thoburn, June (2007): *Globalisation and child welfare. Some lessons from a cross-national study of children in out-of-home care.* Norwich: School of Social Work and Psychosocial Studies, University of East Anglia.
- Wolf, Klaus (Hrsg.) (2015): *Sozialpädagogische Pflegekinderforschung.* Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Wolf, Klaus (2015a): Die Herkunftsfamilien-Pflegefamilie-Figuration. In: ders. (Hrsg.): *Sozialpädagogische Pflegekinderforschung.* Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, S. 181–210.
- Wolf, Klaus (2018): Interdependency models to understand breakdown processes in family foster care: A contribution to social pedagogical research. In: Euillet, Reimer, Turlais, Knorth (eds.): *International Journal of Child and Family Welfare.* Vol 18 (1-2), S. 96–119. Online verfügbar unter <https://ugp.rug.nl/IJCFW/article/view/37883>.
- Wolf, Klaus (2022): *Pflegekinderhilfe in der Sozialen Arbeit.* Baden-Baden: Nomos (Kompendien der Sozialen Arbeit).

Daniela Reimer

Ambivalenzsensibilität als Voraussetzung für eine gute Begleitung von Pflegeverhältnissen

Einleitung

Wenn Kinder nicht bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen können, ist aus der Sicht vieler Laien, Fachkräfte und Wissenschaftler*innen das Aufwachsen in Pflegefamilien eine besonders geeignete Alternative, die das Potential hat, Kindern gute Bedingungen für ihr Aufwachsen zu bieten. Gleichzeitig bringt das Aufwachsen in Pflegeverhältnissen besondere Herausforderung mit sich und auch die professionelle Begleitung stellt hohe Ansprüche an die involvierten Fachkräfte. Buchtitel wie „Pflegekinder und ihre beiden Familien“ (Blandow 2004) deuten die Komplexität an.

In den letzten Jahren sind mehrere wissenschaftliche Veröffentlichungen erschienen, die sehr deutlich die Spannungsfelder und strukturellen Widersprüche von Pflegeverhältnissen aufzeigen. Aus der Literatur geht hervor, dass diese Spannungsfelder besondere Anforderungen an alle Beteiligten stellen. Im ersten Teil dieses Textes werden die Widersprüche und Spannungsfelder in der Pflegekinderhilfe und die immanenten Anforderungen an die Akteur*innen unter Bezug auf aktuelle Literatur vorgestellt.

Anschließend wird Bezug genommen auf eine eigene Untersuchung, bei der Pflegefamilien zu ihren Erfahrungen mit dem Pflegeverhältnis und der Begleitung des Pflegeverhältnisses befragt wurden. Die Untersuchung wird kurz beschrieben, dann werden beispielhaft drei von den Pflegeeltern wahrgenommene Spannungsfelder skizziert und die Herausforderungen, die in der Kooperation mit den begleitenden Fachkräften daraus entstanden sind, aufgezeigt.

Im Weiteren schlage ich vor, solche Spannungsfelder mit Kurt Lüscher als Ambivalenzen zu verstehen. Der Begriff wird erläutert, und welche Optionen sich aus der Ambivalenzperspektive für alle am Pflegeverhältnis Beteiligten ergeben, insbesondere dann, wenn Ambivalenzen als Kreativitätsräume für neue Entwicklungen und Identitätsantworten verstanden werden. Als wichtiges Merkmal für die bereichernde Nutzung der Ambivalenzen in Pflegeverhältnissen wird eine sogenannte „Ambivalenzsensibilität“ als zentrale Kompetenz der begleitenden Fachkräfte beschrieben.

In Form eines Ausblicks wird vorsichtig skizziert, was die beschriebene Perspektive für die Weiterentwicklung der Pflegekinderhilfe bedeuten kann.

1 Widersprüche, Spannungsfelder und Ambivalenzen in Pflegeverhältnissen

Gemeinsam ist Pflegeeltern, dass sie die soziale Elternschaft für ein Kind übernehmen, das andere leibliche Eltern hat. Leibliche und soziale Elternschaft fallen also in der Pflegeelternschaft auseinander (vgl. Blandow 2004). Mehrere Autor*innen versuchen die Bedeutung des Auseinanderfallens auszudifferenzieren und damit die Spezifika des Pflegeeltern- und Pflegefamilienseins herauszuarbeiten. Nach Gassmann (2018) ist Pflegeelternschaft „erworbene“ Elternschaft. Als solche zeichnet sie sich durch spezifische Modalitäten aus, sie ist (ebd.):

1. Sozialpädagogisch mitarrangierte Elternschaft:
Vor dem Zusammenleben mit dem Kind stehen nicht Schwangerschaft und Geburt, sondern Gespräche, Abklärungen, bürokratische Herausforderungen; in diesem Prozess liegt die Entscheidungsmacht über die Elternschaft der sogenannten Pflegeelternbewerber*innen bei den sozialpädagogischen Fachkräften und manchmal ringen diese selbst um eine gute Entscheidung. Auch wenn das Kind in der Familie lebt, wachen die Fachkräfte über das Kindeswohl. Diejenigen, die die Elternschaft (mit)arrangiert und legitimiert haben, könnten eines Tages zum Schluss kommen, dass das Kind an einem anderen Ort besser aufgehoben ist. Pflegeelternschaft ist entsprechend immer auch eine potenziell bedrohte Elternschaft.
2. Gewünschte und verantwortete Elternschaft:
Pflegeeltern wird man nicht ungeplant und unüberlegt. Menschen die Pflegeeltern werden haben einen offensichtlichen Wunsch, Elternschaft zu leben¹, Elternschaft ist für sie positiv besetzt. Pflegeeltern versprechen, manchmal sogar vertraglich („Pflegevertrag“), gute und verantwortungsvolle Eltern zu sein.
3. Normorientierte und darzustellende Elternschaft:
Pflegeelternschaft bezieht sich auf Wissen darüber, was in der jeweiligen Gesellschaft als gute Elternschaft und gute Familien betrachtet wird. Im gemeinsamen Alltag wird durch gedankliche, emotionale und praktische Leistungen Elternschaft und Familie „hergestellt“ und nach aussen „dargestellt“ (*doing family* und *displaying family*). Man zeigt und beweist sich als Familien gegenseitig sowie Aussenstehenden, dass man eine Familie ist und als solche zusammenlebt und zusammengehört. Da das Nach-Aussen-Zeigen der erfolgreich hergestellten Familie eine wichtige Komponente des Pflegefamilienseins ist, handelt es sich beim Pflegeelternsein auch um eine exponierte Elternschaft.

¹ Gassmann (2018) berücksichtigt die Verwandtenpflege nicht explizit. Es ist naheliegend, dass sich in Verwandtenpflegeverhältnissen und teilweise auch in professionellen Settings diese Modalität anders darstellt. Aus aktuellen Projekten (Reimer/Aeby et al. 2021; Reimer/van Oordt in Arbeit) gibt es deutliche Hinweise darauf, dass sich nicht alle Pflegeeltern selbst als „Eltern“ verstehen und nicht als solche adressiert werden möchten.

4. Reflexive und verletzbare Elternschaft:

Sowohl die Elternschaft als auch die eigenen Motive zur Elternschaft sind von Anfang an bedacht, besprochen, geplant. Probleme werden antizipiert, mit Schwierigkeiten wird gerechnet, manche Pflegeeltern entscheiden sich bewusst für ein „schwieriges“ Kind. Verletzungen werden in dieser Konstellation erlebt und auch erwartet. Allerdings können die Verletzungen über das erwartete Mass hinausgehen, Vertrauen in die eigene Person, die Familie und das Kind beeinträchtigen oder gar zerstören – und damit die Elternschaft auch gefährden. Die besondere Verletzbarkeit der Pflegeelternschaft macht diese Elternschaft auch in besonderer Weise fragil.

5. Dynamische und prozessorientierte Elternschaft:

Elternschaft ist dynamisch. Erworbene Elternschaft kann aufgrund der spezifischen Konstellation und der Vielzahl an beteiligten Personen die Verletzbarkeit erhöhen, gleichzeitig bietet sie persönliche Entwicklungsmöglichkeiten.

In dieser Ausdifferenzierung zeigt sich: Pflegeelternschaft stellt ein komplexes und entsprechend verletzliches Gebilde dar, das vielen Spannungsfeldern ausgesetzt ist. In der Rede von der Verletzbarkeit (Gassmann 2018) wird die prekäre Situation der Pflegeeltern besonders anschaulich. Um mit ihrer besonderen Verletzbarkeit und den Spannungsfeldern umzugehen, müssen Pflegeeltern permanent Balanceleistungen erbringen (ebd.).

Die Spannungsfelder in denen sich Pflegeelternschaft bewegt, beschreiben Gehres und Hildenbrand (2008), vielleicht noch pointierter als Gassmann (2018), in den von ihnen formulierten Widersprüchen des Lebens in Pflegefamilien, die sowohl auf Pflegeeltern als auch auf Pflegekinder wirken: die Elternschaft wird durch einen Vertrag begründet, als psychosoziale Dienstleistung an einem zunächst fremden Kind – dies widerspricht allen grundlegenden Vorstellungen unserer Gesellschaft von der Elternschaft als einem natürlichen Prozess; Pflegefamilien stellen eine potenzielle Konkurrenz mit anderen Angeboten der Jugendhilfe dar – das macht Pflegefamilien zu Dienstleistern und setzt sie als Konkurrenten, zum Beispiel zu der wesentlich teureren Heimerziehung. Pflegefamilien müssen sich in diesem Markt als günstige aber – idealerweise – bessere Konkurrenz bewähren; die Konfrontation des Kindes mit unterschiedlichen Sozialisationsmodellen – dies bedingt, dass es Pflegekindern in weitaus grösserem Mass als leiblichen Kindern offen steht, sich an verschiedenen Lebensmodellen auszurichten. Viele tendieren vor allem im Jugend- und jungen Erwachsenenalter zu einem Austesten verschiedener Modelle (Reimer/Petri 2017); im Gegensatz zu leiblichen Familien gibt es keine unbedingte Solidarität des gemeinsamen Lebensweges und keine, wie Gehres/Hildenbrand (2008) formulieren, „erotische Solidarität“ auf der Generationenachse. Das heisst und beinhaltet, dass – im Gegensatz zu leiblichen Familien – die gesellschaftliche Norm des Zusammenlebens als Familie und der Zugehörigkeit zur

Familie durch alle Beteiligten immer wieder in Frage gestellt werden kann und dass die Nähe, die durch tatsächliche oder vermeintliche genetische Veranlagungen entsteht, wegfällt (sich ähnlich sehen, Charakter- und Persönlichkeitseigenschaften sowie Talente und Begabungen benennen können, die im Alltagsdialog auf genetische Ähnlichkeiten zurückgeführt werden).

Die beschriebenen Widersprüche und Spannungsfelder der Pflegeelternschaft bewirken besondere emotionale Dynamiken bei Pflegeeltern. Hünersdorf und Studer (2011) zeigen an zwei kontrastiv gewählten biografischen Interviews mit Pflegemüttern, dass Liebe – im Kontrast zur Liebesnorm in biologischen Familien – keine selbstverständliche Voraussetzung in Pflegefamilien darstellt, aber ermöglicht werden kann. Pflegeverhältnisse befinden sich dabei in einem Spannungsfeld zwischen einerseits funktionalisierter Liebe, die weitgehend ohne Ansprüche an Bindungen auskommt, gleichzeitig aber auch distanziert bleibt und andererseits einer Einverleibung des Pflegekindes – beide Extreme bergen Risiken. Deutlich wird, dass die zentrale Aufgabe einer sozialpädagogischen Begleitung von Pflegeverhältnissen eine ständige Reflexion von Nähe und Distanz sein müsste.

Kuhls (2018) beschreibt diese Widersprüche als ambivalente Anforderungen an Pflegefamilien durch Fachkräfte, die das Pflegeverhältnis tendenziell destabilisieren. Als solche destabilisierenden ambivalenten Anforderungen definiert sie konkret:

Stabilität versus Instabilität: Pflegefamilien sollen für das Pflegekind u. a. einen Hort der Sicherheit und Entwicklung darstellen. Gleichzeitig besteht die Anforderung an Pflegepersonen, Flexibilität gegenüber der Geburtsfamilie zu zeigen und offen für deren Wünsche und Erwartungen zu sein, was die Stabilität des bislang funktionierenden Familiensystems der Pflegefamilie einschränkt und auch das Sicherheitsgefühl des Kindes in der Folge einschränken kann (vgl. den Beitrag von Wolf in diesem Band).

Funktionierendes System versus Einschränkung der Handlungshoheit: Von der Pflegefamilie wird erwartet, ein funktionierendes System zu sein. Allerdings werden den leiblichen Eltern direktive Einflussmöglichkeiten auf die Erziehung des Pflegekindes zugestanden und auch Fachkräfte in der Pflegekinderhilfe haben Zugriffsmöglichkeiten. Diese Zugriffe können als ein steuernder Eingriff in ein bewährtes, familiäres System erlebt werden und die Funktionsfähigkeit der Pflegefamilien einschränken.

Handlungsfähigkeit versus Eingriff und Kontrolle: Von Pflegeeltern wird erwartet, dass diese ihre Entscheidungen angemessen und wohl überlegt treffen und sie anderen gegenüber nachvollziehbar begründen und verantworten können (Fachpersonen, Herkunftseltern). Anschliessend unterliegen diese Entscheidungen aber der Prüfung durch Fachkräfte, die zusätzlich einem oft nicht-transparenten, eigenen Anspruch folgen.

Fachlichkeit versus Erziehungskompetenz: Einerseits fordern Fachkräfte pädagogische Qualitäten von Pflegeelternbewerbern, andererseits sind sie der Auffassung,

dass Pflegeelternbewerbende nicht ausreichend über Wissen verfügen, das zur Betreuung eines Pflegekindes notwendig ist. V. a. wird von Fachkräften ein Informationsdefizit über die leiblichen Eltern bei den Bewerbern gesehen, dem mit Information und Weiterbildung begegnet wird.

Auffällig ist nach Kuhls (ebd.) die Diskrepanz zwischen geforderten und geschil- derten Erwartungen: es wird Erziehungsfähigkeit und eine stabile Familienstruk- tur erwartet, gleichzeitig werden hohe Erwartungen an die Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie gestellt. Bewerbende können die Diskrepanzen nicht durch- schauen, wenn sie nicht direkt angesprochen werden und bemerken daher nicht, dass die erwarteten Anforderungen nicht nur in elterlicher Erziehungskompetenz, sondern auch in sozialpädagogischen Kompetenzen und ergo in einer expliziten Fachlichkeit angesiedelt sind.

Kuhls (2018) folgert, dass die Erwartungen an eine Pflegefamilie zwischen Fach- kräften und Pflegeeltern aneinander und an die Aufgabe ausserordentlich unter- schiedlich sind und dass die widersprüchlichen Anforderungen und Erwartungen zu einer Schwächung der Pflegefamilie und ihrer Kompetenzen führen können. Kuhls geht davon aus, dass die Spannungsfelder im derzeitigen Pflegekindersys- tem, das den Herkunftseltern eine grosse Mitwirkung einräumt, nicht beseitigt werden können.

Aufgrund der vielfältigen Widersprüche und der hohen Anforderungen und Bel- astungen im Alltag von Pflegefamilien betont Jespersen (2011), dass die Belas- tungs-Ressourcen-Balance (Wolf 2007) von Pflegefamilien immer fragil ist und es notwendig ist, dass Fachpersonen zusätzliche Bewältigungsressourcen für Pflege- familienmitglieder zur Verfügung stellen.

Auch Pflegekinder haben mit den Spannungsfeldern zu kämpfen. Reimer (2017) und andere Autor*innen (Hübsch et al. 2014; Gassmann 2010) zeigen, dass Pfl- egekinder sich wünschen, dass einerseits ihre besondere Lebenslage anerkannt wird und sie Unterstützung bekommen bei der Bewältigung ihrer besonderen, pfl- egekindspezifischen Aufgaben (Biografiearbeit, Unterstützung bei der Begleitung von Kontakten, Umgang mit doppelter Elternschaft und an anderen Orten lebenden Geschwistern, u.ä.), und andererseits den Wunsch haben, „normal“ zu sein. „Nor- mal“ bedeutet hier insbesondere, dass sich Pflegekinder wünschen, wie andere Kinder behandelt und nicht besonders zu werden². Gassmann (2010) geht davon aus, dass dieses Spannungsfeld sich in der sogenannten „Pflegekindzufriedenheit“ widerspiegelt, von der sie ausgeht, dass diese die *relevanteste pflegekindspezifische Entwicklungsaufgabe* ist: „Sie stellt die wichtigste Voraussetzung dar zur Bewälti- gung von allgemeinen Entwicklungsaufgaben. Normative Aufgaben bedürfen der vorangehenden Verarbeitung der Inpflegegabe als kritisches Lebensereignis. Nur

2 Zum Normalitätsbegriff vergleiche Reimer 2017

Pflegekindern, welche die erfahrene Diskontinuität ins eigne Selbst integrieren konnten, gelingt eine sichere Identitätsbildung.“ (Gassmann 2010, S. 26)

2 Spannungsfelder von Pflegeeltern – eine eigene Untersuchung

2.1 Vorstellung eigene Untersuchung

Im Rahmen eines Forschungsprojekts hatte ich die Möglichkeit mit acht Pflegefamilien ausführliche Interviews zu führen. Die Interviews waren aufgebaut als teilbiografische narrative Interviews (Schütze 1983) mit dem Eingangsimpuls, die Geschichte des Pflegeverhältnisses zu erzählen. Nach den ersten Narrationen folgte ein Nachfrageteil zu den Erfahrungen mit der professionellen Rahmung des Pflegeverhältnisses. Teilweise wurden in diesem Rahmen nur Pflegemütter interviewt, teilweise wurden beiden Pflegeeltern gemeinsam interviewt. Eine Besonderheit war, dass alle befragten Pflegefamilien vom gleichen Träger begleitet werden. Die Fachkräfte des Trägers, die die Begleitung übernehmen, wurden in einer leitfadengestützten Gruppendiskussion zu ihrer Praxis befragt und die Gruppendiskussion wurde analysiert. Der Träger zeichnet sich durch folgende Merkmale besonders aus: Pflegefamilien sind sozialversicherungspflichtig angestellt, eine Berufsausbildung im pädagogischen Bereich wird für Pflegeeltern nicht vorausgesetzt, aber die Eignung wird sorgfältig und in einem längeren Prozess unter Einbezug externer Supervisor*innen geprüft. Mindestens ein Pflegeelternanteil muss, wenn ein Pflegekind in der Familie ist, einen umfassenden, mehrmonatigen Lehrgang besuchen. Die Familien sind auch nach Abschluss des Lehrgangs angehalten sich fortwährend weiterzubilden. Weiterbildungen werden nach Rücksprache vom Träger finanziert. Ein Schwerpunkt des Trägers liegt auf der Dauerhaftigkeit der Pflegeverhältnisse. Es werden generell nur Kinder vermittelt, für die eine dauerhafte Perspektive in der Pflegefamilie angedacht ist und es werden ausschliesslich Pflegeelternbewerbende angenommen, die sich prinzipiell bereits vor der Vermittlung eines Kindes im Bewerbungsprozess bereit erklären auch über das Pflegeverhältnis hinaus mit einem (dann erwachsenen) Pflegekind engen, familiären Kontakt zu pflegen.

Im Folgenden werden drei Widersprüche, die Pflegefamilien skizzieren und die Adressierung durch die Fachkräfte dargestellt. Diese Darstellung ist bewusst nicht umfassend. Anhand der beispielhaften Felder soll im Weiteren die Thematik der Ambivalenz aufgezeigt werden.

2.2 Von den Pflegeeltern wahrgenommene belastende Spannungsfelder und Adressierung durch die Fachkräfte

2.2.1 Kontinuität schaffen versus Anerkennen von Fragilität von Pflegeverhältnissen

Der Träger versteht sich selbst als eine Organisation, die Kinder ausschliesslich in Dauerpflege vermittelt. Die Dauerpflege beinhaltet den Wunsch auf Seiten der Pflegefamilien, einem Kind dauerhaft eine Familie zu geben, auch über das 18. Lebensjahr hinaus. Die Fachkräfte beschreiben dies so: *„Pflegeelternsein ist bei uns eine Herzensangelegenheit. Die Pflegekinder sollen ein Daheim haben für den Rest des Lebens, das ist ein hoher Anspruch, dafür stellen wir viele Ressourcen zur Verfügung, aber Ziel ist, den Kindern das Daheim zu geben.“*

Ob die Pflegefamilien bereit sind sich dauerhaft – auch über das 18. Lebensjahr hinaus – auf ein Kind einzulassen und nicht davon ausgehen, dass die Beziehung mit dem Ende des Pflegeverhältnisses auch endet, wird bereits im Vorbereitungs- und Auswahlprozess geprüft: *„Das machen wir von Anfang an deutlich, dass die Aufnahme eines Pflegekindes nicht nur für ein paar Jahre ist, sondern für immer. Es geht darum, einem Kind ein Daheim zu geben. Das endet nicht. Auch nicht mit 18. Für uns ist diese Verpflichtung zentrale Voraussetzung.“*

Stellt sich heraus, dass die Bewerbenden diese auf lange Zeit angelegte Perspektive nicht teilen, sich aber für eine zeitlich befristete Aufnahme und Betreuung eines Pflegekindes eignen würden, ist der Träger bereit, die Bewerbenden an andere Organisationen, bei denen von Pflegeeltern keine Langzeitperspektive erwartet wird, weiterzuvermitteln.

Pflegeeltern schätzen diesen Anspruch an Dauerhaftigkeit, auch weil er allen Beteiligten ein hohes Mass an Sicherheit vermittelt, welche in Pflegeverhältnissen nicht selbstverständlich ist, nicht zuletzt, weil Pflegeverhältnisse rechtlich nicht als sichere, dauerhafte Konstrukte angelegt sind – im Gegensatz zur Adoption. Der Anspruch an Dauerhaftigkeit ermöglicht es den beteiligten Pflegefamilienmitgliedern, sich in einem hohen Mass auf die entstehenden Beziehungen einzulassen und intensive wechselseitige Zugehörigkeit zu entwickeln, was sich – aus der Perspektive der Fachkräfte wie der Pflegeeltern – sowohl für die Entwicklung des Kindes als auch für die emotionale Sicherheit aller Pflegefamilienmitglieder als hilfreiche Rahmung erweist.

Gleichwohl erleben die Pflegefamilien den Anspruch an Dauerhaftigkeit als widersprüchliche Anforderung. Denn ihnen ist durchaus bewusst, dass Pflegeverhältnisse rechtlich nicht ausschliesslich dauerhaft angelegt sind und Pflegefamilien wie Pflegekinder gefordert sind, mit der Unsicherheit, die zu Pflegeverhältnissen gehört, konstruktiv umzugehen. Diese Unsicherheit erscheint in den Begleitungssituationen für manche Pflegefamilien durch die Ausrichtung auf die Dauerhaftigkeit allerdings als Tabu. Es entsteht der Eindruck, dass Pflegefamilien zwar

unterstützt werden, das Pflegeverhältnis dauerhaft zu halten. Pflegeeltern haben aber auch den Eindruck, dass der Anspruch an Dauerhaftigkeit zu sehr auf Seiten der Pflegefamilien verortet wird. So kommt es zu Situationen, in denen Pflegefamilien sich unter Druck fühlen, Pflegeverhältnisse, die alle Beteiligten belasten, aufrecht zu erhalten, was im ungünstigsten Fall zu eskalierenden Prozessen führen kann. Wenn eine Pflegefamilie an die eigenen Grenzen kommt, sich einerseits der Familie, andererseits dem Auftrag der Dauerhaftigkeit des Pflegeverhältnisses, dem Träger und auch dem Pflegekind gegenüber verpflichtet fühlt, zeigt sich die Herausforderung, über Abbruch oder Weiterführung zu entscheiden. So formuliert eine Pflegemutter: *„Es ist schwer, dass man sich nicht als Versager vorkommt. Es wirft Fragen auf.“*

Dieser Druck steigt umso mehr, wenn die Pflegeeltern es so erleben dass die Fachkräfte ihnen Dauerhaftigkeit als Ziel vermitteln, wie ebenfalls eine Pflegemutter erzählt: *„[...] wenn ihr das Kind halten könnt, habt ihr das Ziel erreicht.“*

Der Anspruch an Dauerhaftigkeit kann nicht um jeden Preis von allen Pflegeeltern eingelöst werden. So zeigt sich bei manchen Pflegeeltern im Interview der Wunsch nach einem Notausgang aus der gefühlten Verantwortung: *„[...] wir leben nicht nur für das Pflegekind, ich bin auch Mann, Ehepartner, habe einen Beruf, eine eigene Familie, unsere Bedürfnisse. Dann kommt der Moment, wo man sagen muss, jetzt ist fertig.“*

Manche Pflegefamilien äusserten daher den Wunsch nach einer Weiterbildung, die den Pflegeeltern dabei hilft, zu erkennen und einschätzen zu können, wann das Pflegeverhältnis nicht mehr tragbar ist und abgebrochen werden soll. Auch wenn eine entsprechende Weiterbildung aus fachlicher Sicht wohl nicht der passende Weg ist den Widersprüchen zwischen Kontinuität und der Anerkennung der Fragilität zu begegnen, zeigt sich im Wunsch danach die problematische Seite einer Überbetonung von Dauerhaftigkeit.

2.2.2 Arbeitgeber/Vorgesetzter vs. Vertrauensperson in der Fachkraft haben

Der Träger versteht die sorgfältige und auch selektive Auswahl der Pflegefamilien als ein zentrales Qualitätsmerkmal, sowohl für die eigene Organisation und die Prognose auf eine hoffentlich hohe Stabilität der Pflegeverhältnisse als auch als Qualitätsmerkmal für die staatlichen Stellen, die die ausgewählten Pflegefamilien und die Zusammenarbeit mit dem Träger sehr schätzen. Bereits im Vorbereitungsprozess wird eine Vertrauensbeziehung aufgebaut, die sich dann in der Begleitung bewährt. Die Fachkräfte bezeichnen ihr Konzept als eines der *„professionellen Nähe“*, sie wollen *„nah an den Menschen dran sein“*. Die professionelle Nähe beinhaltet laut den Fachkräften sowohl die Nähe zu den begleiteten Pflegefamilien, zu denen teilweise freundschaftliche Beziehungen entstehen, als auch die Nähe zu den Pflegekindern, die in besonders komplexen Situationen in der Pflegefamilie

auch kurzzeitig im Privathaushalt der Fachkräfte für eine Auszeit unterkommen können.

Die Nähe erlaubt es, flexible Lösungen zu entwickeln und tatsächlich nah an den Familien zu sein. Das beinhaltet zum Beispiel auch frühzeitig zu erkennen, wann eine Familie Entlastung braucht. Die Pflegefamilien schätzen die Nähe und das Unterstützungspotential, das daraus hervorgeht, so beschreibt eine Pflegemutter die Unterstützung durch den Fachmitarbeiter: *„Er ist wie ein Anker für uns. Reißt es uns nicht weg. Klärt ab, wenn nötig, sonst lässt er uns. Haben sehr das Gefühl wir machen es richtig. Seine Aufgabe ist auch zu erkennen, wenn ich nicht mehr mag, aber es selbst nicht merke.“*

Die meisten Pflegefamilien fühlen sich durch die nahe Begleitung kollegial unterstützt und begleitet, gleichzeitig anerkennen sie die Fachkräfte als ihre Vorgesetzte: *„Er ist kein Chef, der uns was vorschreibt, aber ist für Unterstützung da.“* und gleichzeitig ist ihnen aber immer deutlich: *„Der Träger ist trotzdem Vorgesetzter und gibt Sicherheit.“*

Diese Sicherheit scheint auch dadurch zu entstehen, dass die Fachkräfte die Pflegeeltern in ihrer Arbeit loben und die Leistungen anerkennen: *„Wir haben immer [Name Fachkraft] im Rücken. Der sagt, was wir machen ist richtig und gut.“* Durch Lob und Feedback fühlen sich die Pflegeeltern in ihrer Arbeit bestärkt und wahrgenommen.

Während die Interviews mit vielen der Befragten zunächst ein grundsätzlich positives Bild zu der durch viel Nähe geprägten Begleitung ergeben, wurden zum selben Punkt in anderen Interviews kritische Stimmen laut. So erlebten es manche Pflegeeltern so, dass der Träger und die Fachkräfte die Rolle als Arbeitgeber und Vorgesetzte besonders ausreizen, sobald die Pflegefamilien zu selbständig werden. In der Konsequenz erzählen die Pflegeeltern, dass dies dazu führt, dass sie sich im Zweifel den Erwartungen des Trägers anpassen, um das Arbeitsverhältnis nicht zu gefährden:

„Als Pflegeeltern ist man dann auch bisschen ausgeliefert, ist ja Arbeitgeber, mit dem will man es ja auch guthaben. Solang man gleicher Meinung ist, läuft es super.“

Die Pflegeeltern, die bereits mit dem Träger in Konflikten waren, betonten, es falle zudem den Fachkräften schwer, die Verantwortung abzugeben und so erscheint die Begleitung weniger als Unterstützung, und vielmehr als Kontrolle, die als eingrenzend erlebt wird: *„Die wollen Kontrolle, die Herrschaft. Vorher waren wir begleitet, durch einen anderen Träger. Sie sind uns hilfreich zur Seite gestanden. Aber bei dem Träger hatte ich plötzlich eine Chefin. Das hatte ich vorher nicht. Hab es so erlebt. Sie sagt was läuft.“*

Dadurch gestaltet sich aus der Sicht der Pflegefamilien die Beziehung weniger – wie von den Pflegeeltern erwartet und gewünscht – auf kollegialer Augenhöhe, sondern besteht aus einem hierarchischen Arbeitsverhältnis: *„[...] der Träger mag nicht so los lassen, sie wollen Zügel in der Hand behalten und jetzt muss ich machen*